Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 26 (1984)

Artikel: Historische Miniaturen

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Historische Miniaturen

von Hilde Ribi

Als die Wildleutchen verschwanden

Mit großer Zuneigung war man vorzeiten auch im Bündnerland dem Sagenvolk der Fänggenmännlein und -weiblein zugetan. Da zweifelte kaum jemand daran, daß das kleinwüchsige, im Waldesdikkicht, in Erdhöhlen und Felsklüften hausende Heidenvölkchen wirklich existierte. Es war den Einwohnern hochgelegener Bergtäler hilfsbereit und herzlich verbunden bis ins 16. Jahrhundert. Treuherzig berichtet Sererhard: «Vor der Reformation waren sie nichts Rares, nach derselben ist ihr Geschlecht ausgestorben».

Manch honette Bauernfamilie genoß vordem generationenlang die Gunst der gutherzigen Geschöpfe. Nur hinterhältigen Menschen waren sie abhold. Es heißt, sie seien keine drei Fuß hoch gewesen. Die Fänggenweiblein hatten langes, fast silberweißes Haar und gingen gekleidet in Fuchspelze, in Marder- und Dachsfelle. Sie sollen sich auch verstanden haben auf die Herstellung einer ausgeklügelten Mixtur aus Fett, Knochenmark und der Galle verschiedener Tiere, mit der sie sich das Körperchen einschmierten von Kopf zu Fuß, wider die Winterkälte. Die Männlein waren über und über behaart und schmückten sich sommersüber gerne mit Laub. Um ein Schälchen voll Milch oder auch nur Milchschaum hüteten sie den Sennen zuverlässig das Alpvieh, sammelten Wurzeln und Kräuter und verfügten über hochwirksame Mittelchen gegen gar manche Gebrechen von Mensch und Tier. – Sie hausten ausschließlich in deutschsprachigen Bündnertälern, in Seewis, in den Alpen ob Furna im Prättigau, auf der Alp Pardenn ob Klosters, in Davos, im Safiental, im Gelände ob Churwalden, redeten das Idiom der Gegend, flochten aber in ihre Sprache zuweilen recht sonderbare Ausdrücke ein. Sie sollen unglaublich gelenkig gewesen sein. Niemals kamen sie gemächlich des Weges daher; sie rannten stets, sprangen behende über breite Klüfte hinweg, kletterten wie die Gemsen. Um nicht von «Seitenstechen» behindert zu sein, hätten sie sich die Milz aus dem Leibe geschnitten. – Die Weiblein klommen mit feenhafter Leichtigkeit die steilsten Felsen hinan, banden sich einen Säugling allenfalls mit einer Strähne ihres Haares auf dem Rücken und weitere Kleinkinder an den Ärmchen fest. Von jeher zähmten sie sich Gemsen, lehrten ihre Kleinen früh an deren Zitzen saugen, damit sie schwindelfrei würden. Aus Gemsmilch stellten sie wundervoll schmeckende Käslein her, verzehrten mit Genuß auch die Eier von Schnee- und Birkhühnern und aßen sich sommers über an Beeren satt.

Das Zwergenvolk lebte stets gesellig. Einmal aber soll im Prättigau ein Fänggenmannli ganz aus der Art geschlagen sein. Nämlich es hauste nicht im Familienverband, sondern wanderte immer allein weit im Tal umher, fertigte niedliche Körbchen aus Moos und hängte sie hübschen Mädchen vor das Kammerfenster. Einige Zeit später visitierte es die Körbchen, und fand es die zierlichen Gebilde gepflegt und wohlerhalten, füllte es sie randvoll mit Erd- und Heidelbeeren; fand es sie aber verwahrlost, so warf es mit Hohngelächter faule Pilze in die Kammer der liederlichen Maid; vergeblich aber ward je und je nach dem hämisch kichernden Geschöpf Ausschau gehalten, denn es besaß die Gabe, sich unsichtbar zu machen.

In Safien, oberhalb dem blumenreichen Örtchen Camana, soll ein Fängg sich in den Felsen in einer geräumigen Höhle eine eigentliche Käserei eingerichtet haben. Morgens und abends seien Dutzende prächtiger Gemsen herbeigekommen und hätten sich geduldig von dem Männlein melken lassen. Auf einem Steingesims standen kleine Gebsen, angefüllt mit rahmiger Milch. Ein sanfter, einäugiger Ziegenhirt ging ein und aus bei diesem Fängg, wurde stets freundlichst gelabt, durfte aber niemals zusehen, wie die wundervollen Käslein entstanden. «Einäuglein, schlaf ein!» rief ihm der Zwerg jedesmal zu, ehe er sich an die Arbeit machte, und gehorsam verkroch sich der Bub unter einem Staudenhaufen. Doch einmal verbarg sich dort unterm Heidekraut in unlauterer Absicht des Geißhirten Bruder und äugte in frecher Neugier aus seinem Versteck hervor, heiß hoffend, endlich zu erfahren, wie die herrlichen Käslein entstünden. Jedoch das Fänggenmannli ließ sich nicht überlisten, schmiß dem Burschen zornentbrannt seine Gebsen an den Kopf und verschwand hernach zusamt seinen Gemsen für immer aus der Gegend.

Als die Pest wütete und wahllos auch junge baumstarke Sennen auf entlegenen Alpen dahinraffte, fiel auf, daß Bergmännlein und -weiblein der schrecklichen Seuche niemals zum Opfer fielen. Gar zu gerne begehrte man zu wissen, wie es sich damit verhielt. Ein Wildmannli saß oftmals auf einem großen Stein, der in der Mitte eine Mulde aufwies. So goß man denn eines Tages in schlimmer Zeit Veltlinerwein in jene Vertiefung und erspähte achtsam, wie der Fängg zögernd sein Fingerlein in die rote Brühe tauchte, es zum Munde führte und sichtlich Gefallen fand an der sonderbaren Flüssigkeit. «Es leckte das Fingerlein wohl hundertmale ab», berichtet Dieter Jecklin in seiner 1874 bei Orell Füßli in Zürich erschienenen Anthologie «Volkstümliches aus Graubünden» (neu erschienen als Reprint 1980 bei Edition Olms AG, Zürich), «wurde dabei immer lustiger und fing nachgerade an, allerlei Zeugs vor sich hin zu schwatzen. Da trat der Bauer wie zufällig herbei und fragte das Mannli, was gut sei gegen die Pest. 'Ich weiß es wohl', sagte es verschmitzt, 'Eberwurz und Bibernell – aber das sage ich dir noch lange nit.' – Jetzt war der Bauer schon zufrieden, und nach dem Gebrauche von Eberwurz und Bibernell starb niemand mehr an der Pest.» – Fügen wir hinzu: die rühmliche stengellose Eberwurz, die Carlina acaulis, soll ihren lateinischen Namen Karl dem Großen verdanken. Silberdistel heißt die Pflanze

bei uns. Der pfälzische Arzt und Botaniker Tabernaemontanus (gestorben 1590) berichtet in seinem Kräuterbuch von 1587, es sei Kaiser Karl dem Großen, als in seinem Heere die Pest wütete, im Traum ein Engel erschienen, der einen Pfeil abschoß; er habe damit auf eine Eberwurz gezielt und damit diese Pflanze unmißverständlich als Heilmittel wider die Krankheit seiner Soldaten bezeichnet. Sie habe sich denn auch in vielerlei Weise vorzüglich bewährt. Genutzt wurden, auch bei der Bibernell, stets die Wurzeln.

Drüben zu Schruns, im Montafon, gab der Gelehrte Richard Beitl 1955 in neuer Bearbeitung das «Wörterbuch der deutschen Volkskunde» heraus (Alfred-Kröner-Verlag Stuttgart). Da wird unter dem Stichwort «Bibernelle» mitgeteilt, im Prättigau habe es, wenn der schwarze Tod umging, stets geheißen: «Eßt Eberwurz und Bibernell / damit ihr sterbet nit so schnell.»

Doch nun zurück zu den Wildleutchen. Der Föhn war ihnen ein Greuel. Sie verkrochen sich bei dessen leidigem Wehen oft tagelang in ihren Schlupfwinkeln. Beim Läuten von Kirchenglocken aber gerieten sie vollends außer sich, weinten, tobten und flohen weit von dannen. Davon zwei Beispiele.

Unterhalb des Kurörtchens Schuders, zwei Stunden steil hinter Schiers gelegen, hat sich, der Sage nach, vorzeiten eine eigentliche Tragödie abgespielt. Mit schwerer Mühe schleppten die Schuderser ihre erste Kirchenglocke den gähen Weg hinan zu ihrem kleinen Gotteshaus. Als sie mit ihrer Last den Schaubach überqueren wollten, kam ihnen schreiend eine ganze Schar Wildleutchen entgegengerannt und versuchte den Weitertransport der verhaßten Glocke verzweifelt zu verhindern. Es kam zu einer erbitterten Schlägerei, bis endlich das Zwergenvolk laut jammernd von dannen wich, hinauf zu den Felsschroffen an der Sulzfluh und hinüber ins St.-Antönien-Tal. Niemals wieder kehrten sie zurück nach Schuders, niemals wieder gingen sie dort den Bauern zuhand.

Vertrieben wurden die Wildleutchen auch im Val Dafos bei Furna, wo der Sage nach überhaupt zum letztenmal in Bünden Fänggen gesehen sein sollen. Folgen wir hier der Beschreibung des mählich allbekannten Nicolin Sererhard. Seine in den letzten Jahren weit herum bekannt gewordene, höchst kurzweilig zu lesende «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreien Bünden» (nach dem Manuskript zum ersten Mal herausgegeben von Conradin von Moor, in Chur, 1872) brachte der Seewiser Pfarrer bekanntlich zu Papier auf Anregung seines mittlerweile zu hohen Ehren gelangten Zürcher Studienfreundes Hans Jakob Leu, der in den Jahren 1747–1765 sein «Allgemeines Helvetisches, Eydgenöss. oder Schweitzerisches Lexikon» in 20 Bänden herausbrachte. Die beiden waren auf zehn Tage genau gleich alt. Leu kam am 26. Januar, der Bündner am 5. Februar 1689 zur Welt. Rührend gab Sererhard sich Mühe, nicht allzu abergläubisch zu erscheinen, konnte es sich immerhin nicht versagen, die Existenz der Wildmännlein als gar nicht so unglaubwürdig darzustellen. Oft und oft habe er mit seinem Schwager über das geheimnisvolle Zwergenvolk disputiert; der sei zwar nur ein Bauer, aber ein ehrenwerter, aufrichtiger und vernünftiger Mann gewesen, und felsenfest habe er zumal an die Existenz des Furner «Bozg» geglaubt, jenes Männleins, das so todunglücklich war, als man Glocken auf den Berg schaffte. Der Schwager beteuerte, «er habe es von seinen frommen Voreltern, und diese haben es wiederum von ihren Voreltern, zu deren Lebzeiten die wilden Männlein wirklich noch im Land gewesen – dergleichen Creaturen seien wirklich in rerum natura gewesen.» So aber geht bei Sererhard die herzergreifende Geschichte:

«Auf der Alp Pardenn ob Klosters habe ein wildes Männlein ob Furna sieben Jahre geholfen die Kühe hüten; dem hätten sie alle Jahr ein Paar neue Schuhe zur Belohnung hingestellt, in welchen es sich vor Freuden seltsam gebärdete. Als man kurz nach der Reformation die großen Glocken auf Furna geführt, habe es davon Kunde erhalten und habe mit wunderlichen Redensarten sich unterstanden, solches zu verhindern. Da ihm solches nicht gelungen, sei es daraufhin in namenlosem Jammer verschwunden und niemals mehr gesehen worden, weder zu Furna, noch auf Pardenn.

Requiem für das allerletzte Wildmännlein im Bündnerland! Lakonisch, wie wir es schon eingangs zitierten, schrieb Sererhard als Coda seines Exkurses über die Wildmännlein: «Vor der Reformation waren sie nichts Rahres, nach derselben ist ihr Geschlecht ausgestorben.»

Ein Mordskerl aus den Bündner Bergen

Er wohnte zu Palfrei, unterhalb Malix, nahe der wilden Rabiusaschlucht, nicht eben weit von Chur. Sein Name: Fridolin Schocher. Der Name Schocher ist dort, in luftiger Höhe, und auch im nahen Churwalden noch immer geläufig. Ob Nachkommen unseres «Fridli» darunter sind, ob der bärenstarke Mann Frau und Kinder hatte, wir wissen es nicht. Er lebte zur Zeit der sog. Bündnerwirren, geachtet und beliebt bei seinen Mitlandsleuten, gefürchtet aber von der österreichischen Soldateska, welche damals, 1621/1622, im Auftrag des Erzherzogs Leopold, der zu Innsbruck Hof hielt, ganz Bünden erobern und rekatholisieren wollte. Unter ihrem Anführer, dem Alois, Grafen von Baldiron, verübten sie im Unterengadin, im Prättigau und in der Gegend der Luziensteig entsetzliche Schandtaten. Die Bündner wehrten sich heldenmütig und erlebten damals eine Zeit bitterster Erniedrigung. Im Prättigau kämpften sie wider die Eindringlinge wie die Löwen. Mit selbstverfertigten, nagelgespickten Keulen und langen Prügeln jagten sie Baldirons Leuten schaudernde Schrecken ein. In Schiers hat eine Frau, von der man heute noch spricht, die Salome Lienhard, am 24. April 1622 in berserkerhafter Wut sieben Österreicher erschlagen. Eine andere entriß einem Soldaten auf dem Friedhof das Schwert und erdolchte ihn; einer, der sich auf einem Heustock feige verkrochen hatte, wurde, ebenfalls von Frauenhand, dort erschlagen. «Die Bündner sind nicht Menschen, sondern Teufel!» soll Oberst Baldiron nach Innsbruck gemeldet haben. Im Prättigau allein verlor er über dreieinhalbhundert Mann, deren nicht wenige in Panik davongerannt und sich in die eiskalten Wasser der Landquart gestürzt hatten.

Fridli Schocher zu Malix war Bauer

und Säumer, ein Kerl, der seine Kumpane um Haupteslänge überragte und auch manches Jahr Söldnerdienste in Frankreich geleistet haben soll. Bei ihm nun, auf seinem Hof, sollen zu Baldirons Zeiten eines Tages neun fremde Kriegsleute eingekehrt sein und barsch zu essen verlangt haben. Fridli, lammfromm und dienstfertig, trug ihnen bald schon eine mächtige Pfanne Milchmus herbei. Das jedoch wiesen die Mannen schroff und höhnisch zurück, worauf ihr «Gastgeber» die verschmähte Speise gutwillig wieder hinaus in die Küche trug. Dort aber tat er, wie es heißt, ungesäumt «etwas Garstiges» darein, streute eine gehörige Portion Pfeffer darüber hin, klemmte sich sein Schwert unter den Arm, kehrte mit dem nunmehr fatalen Geköch zurück in die Stube und befahl den Leuten mit Donnerstimme, das Zeugs zu fressen, ansonsten – – –. Sie griffen empört zu ihren Waffen, wurden aber von dem gewaltigen Bündner, der sich mit dem Rücken zur Tür postiert hatte, damit keiner ihm entwische, einer nach dem andern erschlagen und wutvoll zu Tode gebracht. Die Getöteten band Fridli allesamt an einen Strick, schleifte sie über seine Wiese und warf sie hinunter in die tiefe Schlucht. Und damit die blutige Spur im Gras unverfänglich erscheine, schlachtete er gleich darauf ein minderes Rind, zog es blutend über sein Land und ließ es am Rand des Abgrunds liegen.

Baldiron, dem einiges über den Casus zu Ohren gekommen sein muß, beschloß, den rabiaten Kerl in eine Falle zu locken und ihn dann gefesselt seinem Herrn ins Tirol zuzustellen, damit man dort einen Begriff davon bekomme, mit was für unmenschlichen Kerlen er's im Bündnerland zu tun habe. Am 22. November war der berüchtigte Heerführer in Chur eingezogen. Dort in seine Bleibe lud er den Fridli Schocher mit ausgezeichneter Höflichkeit zum Essen ein. Dem Malixer schwante Unheil. Er nahm sein Schwert mit, griff an des hohen Herrn Tafel in geschickter Unbefangenheit wacker zu, blieb jedoch wachsam, und als er die Diener seines Gastgebers verschwörerisch miteinander wispern hörte, wandte er sich von ungefähr zum Fenster um und erblickte unterhalb der Martinskirche eine ganze Kompagnie Tiroler. «Gassa – Gassa! – Platz da – Platz da!» dröhnte er alsbald mit gewaltiger Stimme, stieß seinen Stuhl zurück, schlug mit seinem Schwert den Zierknopf von Baldirons Sessel, rannte, mit seinem gewaltigen Schwert wild um sich schlagend – Gassa! Gassa! – die Treppe hinunter über den Martinsplatz und das Metzgerbrüggli davon auf Nimmerwiedersehen – ein schreckenerregender, baumlanger Unhold. Es hat ihm keiner nachgesetzt. Hernach aber blieb der Schocher Fridli wohlweislich auf längere Zeit verschwunden und kehrte erst, als die Luft wieder rein war, auf seinen Hof zurück.

Im üblen Jahr 1629 wurde der legendäre Mann ein Opfer der Pest. Verzweifelt wehrte er sich gegen die entsetzliche Krankheit, die damals allein in Chur etwa 1300 Menschen hinwegraffte. Als er sich elend zu fühlen begann, stemmte er, um das Übel aus seinem Körper hinwegzuschwitzen, einen Saum Wein – das sind 150 Liter – auf seinem Buckel bis nach Obervaz, habe auch eine große Tanne samt allem Geäst verzweifelt weit über Land geschleppt. Der Knochenmann hat ihn trotzdem geholt. Fridli Schocher war einer jener etwa 22 000 Pesttoten, welche man im Bündnerland in den Jahren 1629 und 1630 zu beklagen hatte. Gut ein Viertel der Gesamtbevölkerung der Drei Bünde starb damals dahin.

Ein Schwabe mit Namen Marcus Roy

Er kam zur Welt in der württembergischen Hohenzollern-Stadt Sigmaringen, an der oberen Donau, im Jahre 1577. Es herrschte damals in Britannien die strenge Königin Elisabeth I.; in der Sierra de Guadarrama, in einsamer Gebirgslandschaft, nordwestlich von Madrid, überwachte Philipp II. den Bau der finster großartigen Klosteranlage des Escorial; in Rußland regierte Iwan der Schreckliche, im fernen Tibet wurde der erste Dalai Lama erkoren, und der kühne Seefahrer Francis Drake vollendete seine zweite Fahrt um die Welt. – Erst im Jahre zuvor war im Alter von fast hundert Jahren der berühmte Maler Tizian gestorben, und die Zürcher waren auf ihrem «glückhaften Schiff» nach Straßburg gefahren.

Marcus Roy war hochbegabt. Im Jahre 1611 promovierte er in Freiburg im Breisgau zum Dr. phil. und wenige Monate später überdies zum Doktor der Jurisprudenz. Jedoch im September 1612 wurde der gelehrte Mann Geistlicher und trat kurz darnach zu Freiburg in den Kapuzinerorden ein, trug die braune Kutte und den vorgeschriebenen Vollbart und galt bald als hervorragender Prediger und Advokat der Armen.

Kapuziner nannte man seit dem Jahre 1525 einen der drei Zweige des vom heiligen Franz von Assisi gegründeten Franziskanerordens; sie lebten streng nach dem Ordensgelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit. Kapuziner gelangten früh schon, noch im 16. Jahrhundert, auch in die Schweiz, und zwar auf das unablässige Bemühen des Kardinals Carlo Borromeo (1538–1584), den sein Onkel, Papst Pius IV., schon mit zweiundzwanzig Jahren zum Erzbischof von Mailand ernannt hatte. Carlo Borromeo war ein hochgeachteter Kirchenfürst. Zur schlimmen Pestzeit von 1576 erwies er sich als unermüdlicher Wohltäter der Kranken und berief zu deren Pflege auch etliche Schweizer nach Mailand. Zehn Mal hat er persönlich die Schweiz besucht, im August 1581 auch das Kloster Disentis. Er vermochte die Kapuziner dazu zu bewegen, Klöster auch in unserem Lande zu gründen, 1581 vorerst in Altdorf, 1582 in Stans, 1583 in Luzern. Die frommen Männer widmeten sich mit Hingabe der Armen- und Krankenfürsorge. Völlig erschöpft ist der berühmte Kardinal und Erzbischof schon mit sechsundvierzig Jahren gestorben. Am 1. November 1610 wurde er heiliggesprochen. 1655 ernannten die verbündeten katholischen Orte Carlo Borromeo zu ihrem Kirchenpatron. Mehr und mehr Kapuzinerklöster waren mittlerweile gegründet worden. Um das Jahr 1666 waren es, zusammengefaßt in der sog. Provincia Helvetica, bereits ihrer über fünf Dutzend. 1668 wurden dann die vorderösterreichischen Gebiete von dieser Provinz abgetrennt und zu einer eigenen Provinz erhoben. Auf Bündnerboden entstanden, wenn nicht eigentliche Kapuzinerklöster, so doch sog. Kapuzinerhospize: in Zizers

1686, in Untervaz 1699, auf Mastrils-Berg 1728, zu Seewis 1899 und in Landquart 1908. Die 1622 in Chur gegründete Missionsstation wurde 1880 aufgehoben.

Betagten Bündnern ist noch heute sehr wohl der Landquarter Kapuzinerpater Cölestin in Erinnerung, ein sehr gebildeter Basler, ein gebürtiger Burckhardt «ckdt», der in größter Armut lebte und aufopfernd die Kranken und Sterbenden versah. Wer einem religiösen Orden beitritt, legt, wie man weiß, seinen bürgerlichen Namen ab. Der hochgelehrte Sigmaringer Marcus Roy beispielsweise wurde zum Pater Fidelis.

Der in Bünden am berühmtesten gewordene Kapuziner war der aus dem Münstertal gebürtige Anton Crispin Florentini (1818–1865); er wurde zum Pater Theodosius. Er war unermüdlich tätig, gründete das Mutterinstitut der Kapuzinerinnen in Menzingen und auch das in Ingenbohl, rief in Chur das Institut der Barmherzigen Schwestern, die katholische Hofschule und das Kreuzspital ins Leben; er wurde Pfarrer und Superior an der bischöflichen Kathedrale in Chur und später Generalvikar. An Überbelastung, Sorgen und Erschöpfung ist er schon mit 57 Jahren gestorben. – Nun, dieser Pater Theodosius hat unendlich viel Gutes gestiftet; jedoch niemals wurde er von Rom selig, geschweige denn heilig gesprochen. Wohl aber kam Pater Fidelis, alias Dr. phil. und Dr. iur. Marcus Roy, aus Sigmaringen zu solchen Ehren, und verschafft haben sie ihm ganz eindeutig die Prättigauer, genauer gesagt ein paar aufs äußerste erbitterte Bauern aus Seewis, die den eifernden Pater am Palmsonntag des Jahres 1622 unterhalb der Kirche zutode prügelten. Pater Fidelis, der wie gesagt im Alter von 35 Jahren dem Kapuzinerorden beigetreten war, amtierte mit heiligem Eifer 1619 als Guardian in Rheinfelden, 1620 in Freiburg im Uechtland und 1621 dann in Feldkirch. Dort wurde er Seelsorger jener österreichischen Soldaten, welche auf Befehl ihrer Vorgesetzten im Herbst 1621 und im Frühjahr 1622 das Prättigau heimsuchten, um dessen Bevölkerung mit allen Mitteln zu rekatholisieren. Große Hoffnungen wurden dabei insbesondere auf den hochangesehenen Pater Fidelis gesetzt. Papst Gregor XV., der eben erst – am 12. März 1622 – so großer Gestalten der katholischen Heilsgeschichte wie Ignatius von Loyola, Teresa von Avila und den Ostasien-Missionar Franz Xaver heiliggesprochen hatte – entsandte ihn, in Vereinbarung mit dem Nuntius Alexander Scoppi und dem Churer Bischof Johann Flugi, als Missionar ins Prättigau. Jedoch zu seinem und seiner Auftraggeber Verdruß fand sich nicht ein einziger Prättigauer bereit, dem reformierten Glauben abzuschwören.

Solche Renitenz erbitterte den gelehrten Schwaben derart, daß er dem österreichischen Heerführer Baldiron und dem Bischof vorschlug, die Talschaft mit Gewalt zum alten Glauben zurückzuzwingen. Am 19. April trat der fatale Religionserlaß in Kraft, und Pater Fidelis seinerseits war entschlossen, ihn rigoros durchzusetzen. Sogleich quartierte er landauf landab Kapuziner in die evangelischen Pfarrhäuser im Prättigau und ließ in den Kirchen die Messe lesen. Die meisten Prädikanten flohen. Ihre Pfarrkinder hatten alle ihre Waffen abzuliefern und den Österreichern, welche in der Feste Castels ihren Vogt sitzen hatten, auf den Knien zu huldigen. Die Ausübung evangelischer Gottesdienste wurde von Baldiron strengstens untersagt. Eine wüste Schreckensherrschaft begann im Tale. Jedoch die Prättigauer-Mannen verabredeten sich in größter Verschwiegenheit zum Widerstand, schlugen eilends Holz in den Wäldern, spickten massive Prügel mit Nägeln und bereiteten sich darauf vor, am Palmsonntag ihrerseits loszuschlagen. An jenem denkwürdigen 24. April des Jahres 1622 predigte der Pater Fidelis persönlich in der Kirche von Seewis. Es sollte sein letzter Tag hienieden werden. Nicolin Sererhard, der im folgenden Jahrhundert vierzig Jahre lang, von 1716 bis zu seinem 1756 erfolgten Tode, auf der nämlichen Kanzel predigte, hat in seiner berühmten «Delineation» vom Jahre 1742 genau beschrieben, was an jenem denkwürdigen Sonntag vor Ostern des Jahres 1622 in Seewis vor sich ging. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erinnerte man sich im Umkreis des Bistums Chur und vor allem natürlich auch im Prättigau ohnehin einmal wieder ganz nachdrücklich jenes eifernden Kapuziners; er war nämlich am 24. Februar des Jahres 1729 von Benedikt XIII. selig- und am 29. Juni 1746 von Benedikt XIV. heiliggesprochen worden. Der heilige Fidelis von Sigmaringen! Prättigauer-Bauern haben ihm zur Märtyrerkrone verholfen. Sein Attribut ist eine Keule, ein Prättigauer-Prügel, denau gesagt. – Vergnügt konstatiert Sererhard, die Seewiser hätten dem Manne zweifellos den größten Dienst erwiesen, denn ohne sie wäre er wohl nimmermehr zu so hohen Ehren emporgediehen.

Folgendermaßen aber beschreibt er den Märtyrertod des fremden Paters:

«Das Kirchen-Gebäu auf Seewis ist niedrig und altfränkisch. Die Kanzel, auf welcher Ao. 1622 der berühmte, zu Sigmaringen gebürtige, erst vor etlichen Jahren canonisierte Pater Fidelis am Palm-Tag geprediget, als an welchem er die vermeynte Märtirer Kron erlanget, stehet noch, und die alte Kanzel-Stegen mit eben demjenigen Stafel oder Tritt, von welchem der Pater, als das Schießen und Schlagen der Bauren mit den Soldaten vor der Kirchen angegangen, im Schrecken durch einen Sprung vornen an ein Stücklein circa zwey Zoll breit abgesprungen hat, da er in der Angst zum kleinen Chor-Thürlein hinausgelaufen, über die hohe Freythof-Maur hinabgesprungen und circa vier Büchsenschüß weit durch die unter der Kirche liegende Güter, in Prada genannt, hinab gelofen, vermeinende zu echappiren, ist aber noch von den Bauren ereylet und alldorten ordentlich erschlagen worden.»

In höchster Todesnot und ohne Würde ist also damals der Pater davongerannt und hat unterhalb der Seewiser-Kirche bei einem Brünnlein den Tod erlitten, während seine Soldaten nach Castels entwichen. Im Friedhof von Seewis wurde seine Leiche beigesetzt. Noch im Herbst desselben Jahres grub man sie aus; der Kopf gelangte als Reliquie nach Feldkirch, der Leib in die Kathedrale von Chur. Die Wiese mit dem Brünnlein, wo Fidelis sein Leben hatte lassen müssen, haben die Vorarlberger Kapuziner vor noch gar nicht so langer Zeit, nämlich Ende des 19. Jahrhunderts, gekauft; sie trafen Anstalten, sie zu einer Wallfahrtsstätte herzurichten, jedoch dieses Vorhaben erregte den Unwillen der Prättigauer so nachdrücklich, daß der Bischof von Chur der Sache Einhalt gebot.

Auch Pfarrer Sererhard erlebte noch kuriose Dinge im Zusammenhang mit

dem Seewiser Keulenheiligen. Einmal erschien ein reicher Ausländer, der ihm durchaus die Kirchenkanzel abhandeln wollte, auf welcher der schwäbische Kapuziner damals gepredigt hatte. Auch wurde man eines Tages gewahr, daß aus dem Schopf der Kirche ein zerbrochenes Stück Holz, stammend von einer Bahre, auf welcher man früher die Toten zum Friedhof getragen hatte, verschwunden war. Zwei Burschen aus dem Montafon hatten es gestohlen und zerstückelt in Rucksäcken von hinnen geschafft. Die Holzsplitter verhausierten sie hernach schamlos im Lande herum, als Stücke jenes Prügels, mit welchem der selige Fidelis seinerzeit erschlagen worden sei; das Heiligtum hätten sie entwendet aus dem Gemach oberhalb des Chorgewölbes der Seewiser Kirche. Die beiden Schelme, schreibt Sererhard, hätten «durch solchen Betrug und Lugen – unter den Papisten viel Leuth bethört und betrogen» und dabei gar nicht wenig Geld eingesackt, wie er aus sicherer Quelle vernommen habe. «Ecce», schließt Sererhard achselzuckend seinen Excurs über den geschichtsträchtigen Kapuziner, Dr. phil. und Dr. jur. aus dem Schwabenland – «Ecce, was mag nicht der Aberglauben thun!»

Ulrich Wille in Masein

Eine wenig bekannte Episode aus dem Leben unseres Generals im Ersten Weltkrieg

Er wurde geboren zu Hamburg am 5. April 1848, zog aber schon im Spätsommer 1851 mit seinen Eltern und seinem um vier Jahre älteren einzigen Bruder Arnold auf das schöne Landgut «Mariafeld» ob Meilen, das sein Vater, Dr. jur. François Wille (1811–1896) damals gekauft hatte. Das vornehme Anwesen wird von einem direkten Nachkommen des Generals noch heute bewohnt.

Die Willes stammen aus dem Neuenburgischen und hießen vormals Vuille. Ulrich Willes Großvater, ursprünglich Uhrmacher, dann Kaufmann, hatte sich dann aber in Hamburg niedergelassen. Dort hatte François Wille seine turbulente Jugend- und Studienzeit verbracht und sich mit einer Tochter aus der berühmten Reedersfamilie Sloman verheiratet, jener Sippe, der auch die erst vor wenigen Jahren hochbetagt verstorbene Schriftstellerin Mary Lavater-Sloman entstammte. François Wille muß ein begeisterter Jungburschenschafter und Degenheld gewesen sein. Sein eindrucksvolles Antlitz war von tiefen Schmissen gezeichnet. «Er rühmte sich der sechsundzwanzig Narben von Hieb- und Schußwunden und hatte zehn Pistolenduelle bestanden», schrieb Carl Helbling in seiner 1957 bei Fretz und Wasmuth in Zürich erschienenen Biographie «General Ulrich Wille». Ein Porträt vom Jahre 1877 zeigt die Spuren alter Burschenherrlichkeit auf seinem markanten Antlitz mit geradezu krasser Deutlichkeit. Heinrich Heine (1797–1856) hat sie überdies verewigt in einem der über fünfhundert bissigen Vierzeiler seiner Dichtung «Ein Wundermärchen». Heine, ebenfalls Doktor der Rechte, hatte einen Teil seiner Ausbildung in Hamburg absolviert und mag dabei den kecken Studiosus Wille, den Vater unseres Generals, persönlich kennengelernt haben.

Mit seiner Frau Eliza und den beiden kleinen Söhnen zog Dr. François Wille denn also am 15. September 1851 auf dem damals ziemlich verwahrlosten Besitz Mariafeld ein. Er war politischer Publizist und nunmehr denn also Gutsherr. Mit äußerster Willensstärke schuf er seinen Sitz, gelegen in schönster Lage über dem Zürichsee mit seinem weiten Umgelände, um zu einem wundervoll gepflegten Landgut. «Der Herr von Mariafeld», schrieb Adolf Frey (1855–1920, Verfasser u. a. einer ausgezeichneten Biographie über Johann Gaudenz von Salis-Seewis), «war eine Persönlichkeit, die magisch anzog – ein sprühender, aber unruhiger, sprunghafter Geist, für alles offen und empfänglich, mit einem gewissen kosmopolitischen Zug, sehr gebildet und belesen, ein vorzüglicher Plauderer und Erzähler – ein scharfer kritischer Kopf und nüchterner Beobachter». Eine Tafelrunde hohen Ranges versammelte sich oftmals in seinem und seiner musischen Frau gastlichem Hause, erging sich in den gepflegten Räumen, in der beachtlichen Bibliothek und sommers über unter den hohen Bäumen der Kastanienallee. Es kamen Liszt und Herwegh, es kamen Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer; der aus Hamburg gebürtige Architekt Gottfried Semper, Schöpfer des Neubaus der ETH, der Eidgenössischen Sternwarte, des Rathauses in Winterthur, fand sich ein, auch der Historiker Theodor Mommsen, in den Jahren 1852–1854 Professor für römisches Recht an der Universität Zürich. Der rheinländische Kunsthistoriker Gottfried Kinkel war mit Willes befreundet, und öfters erschien von seinem Gut «zum Broelberg» in Kilchberg her der emigrierte Pole Graf Ladislaus Plater, der Schöpfer des polnischen Nationalmuseums im Schloß Rapperswil, mit seiner schönen, hochbegabten Frau. Richard Wagner boten Willes auf dem Tiefpunkt seiner Existenz, im Winter 1864/65, monatelang Asyl in einem Nebengebäude von Mariafeld.

Die beiden Wille-Buben wuchsen jedenfalls in einer äußerst kultivierten und anregenden Umgebung auf. Dem ältesten, mit dem er sich nicht gut verstand, kaufte der Vater später ein Gut in der Nähe von Singen im Südbadischen. Die Erziehung seines Sohnes Ulrich aber nahm François Wille mit gezielter Energie selber an die Hand und schulte ihn so nachhaltig, daß der siebzehnjährige Jüngling 1865 ohne Schwierigkeiten die Aufnahmeprüfung an die Universität in Zürich bestand. Er sollte, gleich seinem Vater, Jurist werden. Nicht daß ihn dieses Studium je sonderlich angesprochen hätte. Das Wintersemester 1865/66 verbrachte er in Halle, wurde gleich seinem Vater alsbald zu einem temperamentvollen Burschenschafter, studierte jedoch nicht eben fleißig. Mit neunzehn absolvierte er als Artillerist die Rekrutenschule, ging hernach lässig ein und aus an der Rechtsfakultät in Leipzig, fand seine Kommilitonen zum großen Teil «versoffene, stiere, starre, stumme Norddeutsche», und was die Herren Professoren ihm zu bieten hatten, dünkte ihn, wisse er längst. Er ritt mit Leidenschaft weit über Land, spielte Schach und fand im übrigen, er verbringe seine Zeit völlig sinn- und nutzlos.

Mißmutig sich auf eigene Faust weiterbildend, vertrödelte er den Sommer 1868 in Mariafeld, leistete zwischendurch Militärdienst und wurde endlich von seinem

ungeduldigen Vater, der den Sohn immer unwilliger der Bummelei zieh, dringlich auf eine systematische Fortsetzung seines Studiums und dessen baldigen Abschluß gedrängt. – Und da geschah es!

Zu Mariafeld ging lange schon auch der gelehrte Germanist und Hochschullehrer Ludwig Ettmüller (1802–1877) ein und aus. Der war es, welcher François Wille empfahl, den säumigen Filius für einige Zeit ins Pfarrhaus von Masein am Heinzenberg zu dirigieren, in die strenge Lehrkur des Pfarrers Ludwig Martin, der selber, ehe er zur Theologie hinübergewechselt war, die Juristerei betrieben hatte. Dieser damals schon in vorgerückten Jahren stehende Geistliche pflegte, laut Carl Helbling, «Studenten, die aus diesem oder jenem Grunde, meist wegen Bummelei, zu stranden drohten, in seinem Haus einzuquartieren. Er nahm sie an kurze Zügel, ließ sie wohl dosierte Abschnitte in den Lehrbüchern repetieren, fragte sie ab und stellte ihnen neues Pensum, an das sie sich peinlich zu halten hatten. So gelang es ihm, seine Pensionäre in genau geregeltem Lehrgang auf ihre Prüfungen abzurichten. Bei ihm nun sollte Ulrich eine zum voraus festgelegte Zahl Wochen verbringen.» Der junge Wille empfand, darüber machte er auch später niemals ein Hehl, den Casus als unsäglich demütigend. «Er hielt durch», schreibt Helbling, «aber die Beziehung zu seinem so sehr geliebten Vater wurde durch dessen Unnachgiebigkeit auf die härteste Probe gestellt, die in dem an Spannungen reichen Vater-Sohn-Verhältnis zu bestehen war.»

Bringen wir nun die Bündner-Episode aus dem Dasein General Ulrich Willes im vollen Wortlaut, wie der lange schon dahingegangene Zürcher Germanist und Mittelschullehrer Carl Helbling sie uns in der erwähnten Biographie übermacht hat. Sie umfaßt in dem 340 Seiten starken Bande anderthalb Seiten. – Carl Helbling schreibt:

«Ulrich sah nach wenigen Tagen, daß er durch Pfarrer Martin auf keinen Fall gefördert werden könne. Er litt deswegen, um seiner selbst, aber auch um des Lehrers willen. Er wollte arbeiten, aber er konnte es nicht auf diese Art, wie Martin forderte, den kein Kaiser und kein König von seinem System abbringen könne. Er schrieb nach Hause: 'Für verbummelte, verlumpte Leute mag es passend sein, denn er ist in seinen Anschauungen fest wie Eisen. Und seine Anschauungen sind ehrenhaft. Nachmittags kommt er meist zu mir, raucht eine Zigarre, und wir plaudern. Gestern erzählte er mir, wie glücklich er wäre, doch einmal einen jungen Menschen bei sich zu haben, für den sein Haus kein Korrektionshaus, der ihm keine Sorge und Angst mache, mit dem er nicht zu kämpfen habe . . . Mit der Erklärung fortgehen, daß ich mit seiner Art nicht zufrieden wäre, könnte ich nicht dem alten Mann, der mich so liebt, zu Leide tun. Er liebt mich wirklich sehr, und ich *schätze ihn hoch.*' Ulrich bat, das Experiment abbrechen zu dürfen, da nichts dabei herausschaue. François Wille war bereit, an Pfarrer Martin zu schreiben und ihn um eine andere, auf Ulrich zweckmäßiger anzuwendende Methode zu bitten. Dies wiederum wollte Ulrich nicht; Martin sollte nicht den Eindruck haben, daß er, der Student, sich hintenherum beklage. Auf den übrigen Teil des väterlichen Briefes antwortete er: 'Du sprichst davon und meinst, der Aufenthalt hier sei mir unangenehm, es sei eine Art Opfer, das ich zu bringen habe und das Du mich bittest zu bringen. Das ist *durchaus falsch.* Ich lebe hier äußerst angenehm; abgesehen von der Leichtigkeit, mit der ich mich in jedes Verhältnis finde, habe ich Grund, mich hier oben wohlzufühlen. Die Leute sind freundlich und nett, der Herr Pfarrer ist ein Biedermann, und abends gehe ich nach Thusis und treffe dort erträgliche Gesellschaft. Die Verhältnisse sind einfach, aber sie sprechen mich an. Also von einem Opfer ist durchaus keine Rede, ich bin ganz gerne hier; aber es ist etwas anderes, der Aufenthalt hier ist für mich verderblich, verderblich *in höchstem Grade,* denn er ist eine *Lüge.* Ich lüge mir, dem Herrn Pfarrer, Dir, der ganzen Welt vor, ich arbeite, und tue aber sozusagen nichts.' Er erinnerte an die Kindheit, in der er in der Bibliothek hatte ausharren müssen, auch wenn er die Aufgaben längst erledigt hatte, denn frei war er erst nach der festgesetzten Anzahl von Stunden geworden. So sei es auch bei Pfarrer Martin. Der bilde sich ein, Ulrich könne, um sich auf seine Prüfungen vorzubereiten, sieben Stunden hinbringen, über Dingen nämlich, die er längst wisse.

Die Erkenntnis, daß er bei Martin nichts lernen könne, seine Zeit vertue, daß seine Trägheit gefördert statt bekämpft werde, war nur der eine Teil der sich mehrenden Qual Ulrichs. Mehr noch litt er an den Äußerungen, die am Stammtisch in Thusis fielen und auf die er durch Martins eigene Worte hätte vorbereitet sein sollen: daß man ihn in die Reihe der verbummelten Studenten stellte. Dagegen wehrte sich sein ganzes Ehrgefühl, das ihm doch der jetzt so einsichtslose Vater eingeimpft hatte. Er war nie faul gewesen, nur träge in einem Studium, das er verabscheute. Darin konnte er nichts Infamierendes erblicken, und ihm geschah bitteres Unrecht, wenn er mit Lumpenkerlen verglichen wurde. Es war mehr als Unrecht, das ihm so widerfuhr: es war Beleidigung und Erniedrigung, die er nicht verdiente. Bäumte sich nun sein Stolz auf und sank seine Stimmung bis zum Lebensüberdruß, so war doch ein anderes stark genug, ihn die schwersten Wochen dennoch ertragen zu machen. Das war seine unerschütterliche Liebe zum Elternhaus und somit zu seinem Vater, auch wenn dieser ihn quälte. Die Maseiner Episode war härteste Prüfung, die erste ganz ernst zu nehmende in einer sonst so glücklichen Jugendzeit, die er ja wiederum der elterlichen Liebe zu danken hatte. Er grollte nicht, sondern überwand sich, weil er im tiefsten wußte, daß der Vater auf seine Art, und mochte sie hier so falsch angewandt sein, wie sie wollte, das Beste zu tun gewähnt hatte. Er grollte auch dem an ihm versagenden Pfarrer Martin nicht. Im Gegenteil – – –».

Ulrich Wille hat nach diesen peinigenden Wochen dann weiterstudiert, zunächst in Zürich und endlich in Heidelberg, wo er, immmer noch sehr jung, im Alter von erst einundzwanzig Jahren und wenigen Monaten, am 28. Juli 1869 seine mündliche Doktorprüfung multa cum laude bestand. Eine ihm zusagende Beschäftigung aber fand er vorerst nicht. Eine Zeitlang gedachte er, Armenadvokat zu werden, und zwar nachdem er mit tiefer Erschütterung, anläßlich eines militärischen Kurses, die Gewehrfabrik in Neuhausen besichtigt hatte. Das war in einer Zeit, als Kinderarbeit auch in der Industrie noch gang und gäbe war. Den niederschmetternden Eindruck teilte er seinen Eltern mit folgenden Worten mit: «Ich habe mich dort wenig mit den Ge-

wehren, viel mit den Arbeitern beschäftigt. Einen schrecklich traurigen Eindruck machten die Knaben schon von 13 Jahren, die zum Teil keine leichte Arbeit hatten; die Arbeit war dafür schrecklich monoton. Die armen Jungen hatten gelbe Gesichter mit tiefen Falten und Runzeln . . .»

Noch gleichen Jahres, im Oktober 1871, kam er dann aber zur Erkenntnis, dass einzig die militärische Laufbahn voll und ganz seinen Neigungen entspreche. Ende Februar 1872 bekam er vom General Herzog das Aufgebot für die am 10. März beginnende Artillerie-Instruktorenschule, und bald schon ging es steil voran mit seiner militärischen Karriere.

Am 15. Mai 1872 verheiratete sich Ulrich Wille mit der anmutigen Clara von Bismarck aus Konstanz, einer entfernten Verwandten des mächtigen deutschen Reichskanzlers. Die beiden statteten auf ihrer Hochzeitsreise auch dem Pfarrhaus Masein einen kurzen Besuch ab. Für den jungen Offizier soll es «mit der schönste Tag der ganzen Reise» gewesen sein, und für den alten Pfarrherrn Martin, der im Jahre darauf starb, bedeutete der Anblick des jungen Paares und die lebhafte Unterhaltung mit den beiden einen Lichtblick in seinem Dasein.

Ulrich und Clara Wille waren einander unverbrüchlich verbunden ein Leben lang. Fünf Kinder gingen aus ihrer Ehe hervor. Als der gut Sechsundsechzigjährige im April sein schweres Amt als oberster Befehlshaber unserer Armee antrat, gingen so gut wie jeden Tag Briefe von ihm ab nach Mariafeld. Am 31. Januar 1925 ist er dort auf seinem geliebten Gut gestorben, «an großer Müdigkeit», wie es bei Helbling zu lesen steht. Seine Frau hat ihn um mehr als zwei Jahrzehnte überlebt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, im Jahre 1946, ist auch sie in ihrem 95. Lebensjahr dahingegangen und bestattet worden auf dem Friedhof zu Meilen, gleich ihrem Gatten.